

2. Kapitel

Der silbergraue Mercedes steht in der Auffahrt neben meinem Auto, einem vier Jahre alten, roten Toyota. Mum besitzt ebenfalls einen Toyota, der einige Meter entfernt im Wendehammer parkt, in dem ihre Straße endet.

Ich schließe den Mercedes auf und rutsche auf den Fahrersitz.

Das satte Schließgeräusch der Tür ist ebenso tröstlich wie der intensive Ledergeruch der cremefarbenen Innenausstattung. Wenn ich einatme, fühlt es sich an, als säße mein Dad neben mir im Auto und passte auf mich auf, wie er das stets tat. Dad kaufte sich die luxuriöse E-Klasse-Limousine vor sechs Jahren, als er beschloss, sein Leben als Taxifahrer aufzugeben und selbstständiger Chauffeur zu werden. Er habe genug davon, in der Nacht herumzugondeln, teilte er uns mit, genug davon, dass Wildfremde ihm auf der Pelle hockten, genug davon, sich mit Leuten herumschlagen zu müssen, die besoffen seien oder unter Drogen stünden – Letzteres Menschen, die seiner Meinung nach lieber überhaupt nicht unterwegs sein sollten. »Fürs Taxi bin ich zu alt«, sagte er. »Aber die Wirtschaft zieht wieder an, und ich habe gute Kontakte zu etlichen Unternehmen in der Stadt, die einen etwas persönlicheren Fahrservice wünschen. Viele wollen lieber in einem Nobelschlitten als in einem Taxi herumkutschiert werden. Außerdem habe ich auch gute Beziehungen zu privaten Transportfirmen. Die Sache könnte ein Erfolg werden und ich dann mit fünfundsechzig in Rente gehen.«

Dieses Jahr wäre er fünfundsechzig geworden.

Ich atme langsam aus und lege den Rückwärtsgang ein. Leise rollt der Wagen aus der Einfahrt. Als Dad seine Diagnose bekam, erklärte ich mich bereit, während seiner Chemotherapie für ihn einzuspringen. Ich bin im Besitz eines Personenbeförderungsscheins, weil ich, nachdem wir aus England zurückgekehrt waren, eine Zeitlang Taxi fuhr. Wir brauchten das Geld, und ich übernahm die Morgenschicht, während Dad nach seinen Nachtfahrten ins Bett kroch. Mum passte so lange auf Mica und Tom auf. Ich bin schon immer gern Auto gefahren. Das gehört zu den Dingen, die meinen Vater und mich verbanden. Er vertraute mir seinen Mercedes an, und ich freute mich über sein Vertrauen.

Auch um seine Buchhaltung kümmerte ich mich. Die Erinnerung an meine Ausbildung zur Steuerfachangestellten war noch einigermaßen frisch, und außerdem bin ich gut mit Zahlen. Wann immer es nötig war, half ich Dad aus, daher war es nur logisch, dass ich während seiner Krankheit für ihn einsprang. Er sollte glauben, dass ich nur vorübergehend die Stellung hielt, sozusagen den Fahrersitz warm hielt, bis er selbst wieder hinters Steuer konnte. Dies würde nicht der Fall sein, das wussten wir beide, aber auf diese Weise kamen wir besser mit der Situation zurecht.

Er hinterließ mir das Auto. Ungefähr zehn Tage vor seinem Tod teilte er mir seinen Plan mit. Ich könne das Geschäft weiterführen oder auch nicht, aber der Mercedes sei so oder so ein ordentliches Sümmchen wert. Er solle sofort mit diesem Thema aufhören, brachte ich ihn zum Schweigen, das sei momentan so ziemlich mein letzter Gedanke.

Ich hatte nicht vor, das Geschäft nach seinem Tod weiterzuführen, zog aber auch nicht in Erwägung, das Auto zu verkaufen. Ehrlich gesagt hatte ich über beides kaum nachgedacht. Und dann erwischte ich Dave und Julie in flagranti, und alles änderte sich.

Mein unwillkürliches Aufkeuchen machte Dave auf meine Anwesenheit an der Schlafzimmertür aufmerksam. Er sah völlig entsetzt drein und stieß Julie so heftig von sich, dass sie beinahe vom Bett fiel.

»Was machst du denn hier?«, wollte er wissen. »Du solltest doch bei deiner Mutter sein.«

Ich brachte kein Wort heraus, sah zu, wie Julie sich ihr blaues Sommerkleid, das auf dem Boden lag, schnappte und über den Kopf streifte. Bei Dads Beerdigung hatte sie ein schwarzes Kleid getragen. Das eventuell etwas kurz war. Aber dem Ernst der Situation angemessen. Auch das blaue Sommerkleid war angemessen – für ein heimliches Date mit meinem Mann.

»Natürlich würde ich nicht ... würden wir nicht ...« Dave hielt die Augen auf mich gerichtet. »Es ist nicht so, wie du denkst.«

»Du willst mich wohl verarschen?« Ich fand meine Stimme wieder, auch wenn sie zitterte. »Es ist genau so, wie ich denke.«

Julie griff nach ihrer Handtasche (und ihrem Unterhöschen), schlüpfte in ein Paar mit Glitzersteinchen besetzte Flipflops und hastete wortlos aus dem Zimmer. Als ich zur Seite trat, um sie vorbeizulassen, stieg mir ein Hauch ihres Parfüms in die Nase, vermischt mit Daves vertrautem Geruch. Dann hörte ich die Haustür zuschlagen und war allein mit meinem untreuen, verlogenen Ehemann.

»Schatz, es tut mir leid«, sagte er. »Ich wollte das nicht.«

»Was genau?«, erkundigte ich mich. »Du wolltest niemand in unserem Haus bumsen oder du wolltest nicht, dass ich dich dabei ertappe?«

Wenn ich so darüber nachdenke, bin ich eventuell doch unverwüstlich. Oder klang zumindest so, denn in mir sah es ganz anders aus. Es kostete mich Mühe, nicht in Tränen auszubrechen.

»Ach, komm schon, Süße. Mach kein großes Drama daraus«, schmeichelte Daves Stimme. Als stellte ich unverschämte Ansprüche! Als wäre dies nicht das größte Drama meines Lebens, ihn nackt im Bett mit der Nachbarin anzutreffen.

»Wovon faselst du, verdammt noch mal?«, wollte ich wissen. »Du hast Julie Halpin gevögelt, und ich habe dich dabei erwischt. Wenn das kein Drama ist, dann weiß ich auch nicht. Du hast mich mit der Frau von nebenan betrogen, Herrgott. Du ... du ...« Ich schlug die Hände vors Gesicht, weinte aber immer noch nicht. Als hätte ich meinen gesamten Tränenvorrat für Dad aufgebraucht.

»Es ist einfach passiert«, behauptete Dave. »Es tut mir wirklich leid, ich wollte dir nicht wehtun, nichts liegt mir ferner. Als ich gestern Abend heimkam, kam Julie rüber und wollte wissen, wie es dir geht. Aber natürlich warst du noch bei deiner Mutter und bist fast schon eine Woche lang nicht zu Hause gewesen –«

»Fünf Tage!«, krächzte ich. »Es waren fünf poplige Tage, und du hast bereits eine andere in unser Bett eingeladen.«

»So war es doch gar nicht«, protestierte er. »Wenn du dich erinnerst, war ich damit beschäftigt, zwischen Krankenhaus und Beerdigungsinstitut, zwischen Kirche und weiß Gott noch wo hin und her zu flitzen. Auch für mich ist das alles nicht einfach. Als Julie klopfte, konnte sie sehen, dass ich durch den Wind war, und bestand darauf, mir einen Tee zu machen. Dann kamen wir ins Reden und –«

»Ich rede mit einer Menge Männer, aber die schlepe ich nicht heim und schlafe mit ihnen!« Plötzlich brach sich meine Wut Bahn, ein gutes Gefühl.

»Aber es war ein aufwühlender Tag«, sagte Dave. »Und ich grübelte über das Leben, den Tod und den ganzen Rest nach und wollte meine Gedanken mit dir teilen, aber du warst nicht da.«

»Du gibst *mir* die Schuld?« Ich starrte ihn fassungslos an. »Du hast mit Julie Halpin geschlafen und gibst *mir* die Schuld?«

»Nein. Du musstest deine Mutter unterstützen. Aber ich habe auch jemanden gebraucht. Die letzten Wochen waren hart.«

»Und *ob* du mir die Schuld gibst, ich fasse es nicht.« In meinem Hinterkopf kündigten sich pochend Kopfschmerzen an. »Du wirfst mir vor, ich sei nicht da gewesen und da dir nach Sex gewesen sei, hättest du dir daher die Nächstbeste schnappen müssen. Nicht dass Julie keine Mitschuld trägt«, fügte ich hinzu. »Sie stand vor der Kirche und sprach mir ihr Beileid aus. Und ein paar Stunden später schwingt sie sich auf meinen Mann.«

»Ich weiß, auf den ersten Blick sieht es nicht gut aus«, gab Dave zu. »Ich weiß, dass ich Scheiße gebaut habe. Aber du darfst das nicht überbewerten. Es war eine einmalige Sache, die den Umständen geschuldet ist, mehr nicht.«

»Und du meinst, damit ist jetzt alles in Butter?« Ich rieb mir die Augen. »Du hast mit Julie geschlafen, trotzdem sind wir weiterhin beste Nachbarn und du gehst samstags rüber, um mit Robbie Fußball zu gucken – wo war der eigentlich gestern Abend?«

»Wahrscheinlich auf ein paar Pints im Pub«, antwortete Dave.

Auf der Beerdigung hatte ich Julies Bruder nicht gesehen, aber er war bestimmt da gewesen. Die Kirche war brechend voll gewesen. Dad war sehr beliebt.

»Seit wann?«, fragte ich.

»Seit wann was?«

»Seit wann seid ihr scharf aufeinander?«

»Sie sieht gut aus«, sagte er. »Aber das ist mir vorher nie aufgefallen.«

»Ich geh nach unten«, ignorierte ich seine widersprüchliche Aussage. »Ich brauche einen Tee. Denk nicht mal im Traum daran, die Küche zu betreten.«

»Ich muss sowieso zur Arbeit«, sagte Dave, »ich komme ohnehin zu spät.«

Ich verschwendete kein weiteres Wort, ging die Treppe hinunter, wobei ich mich am Geländer festhielt, um nicht zu fallen. Dann ging ich durch die Hintertür in den Garten, wo ich blieb, bis Daves Lieferwagen unsere Einfahrt verließ.

Der Mercedes schnurrt die Straße entlang, und ich schalte das Radio ein, meinen Lieblingssender, der Unterhaltungsmusik bringt. Bei Stadtfahrten höre ich am liebsten Easy Listening; die Frühstückssendungen mit ihren unerträglich gutgelaunten Moderatoren sind nichts für mich. Sie erinnern mich an Mica und Tom, wenn sie zu viele Süßigkeiten gefuttert haben.

Von der Wohnsiedlung biege ich auf die Hauptstraße ab. Für einen Pendlerstau ist es noch zu früh, daher wird es eine entspannte Fahrt, auch wenn aufgrund des Regens später mit mehr Verkehr zu rechnen ist. Um das Haus meiner Kundin zu finden, brauche ich das Navi nicht, denn ich habe sie bereits einmal gefahren. Es handelt sich um Thea Ryan, die preisgekrönte Schauspielerin, die heute Morgen mit ihrem Mann nach London fliegt, um in verschiedenen Talkshows Werbung für ihre neue Fernsehserie zu machen. Desmond Ryan ist Dramatiker, und laut Ms Ryan (ich bringe es nicht fertig, sie mit Thea anzureden, obwohl sie mich darum gebeten hat) basiert die Serie auf einem Vorfall, der sich während des Spanischen Bürgerkriegs in einem abgelegenen Bauernhaus zutrug. Hört sich interessant an, ich freue mich darauf.

Thea, die ungefähr Mitte siebzig ist, gehörte zu Dads ersten Kunden. Die Firma, die letztes Jahr eine kleine Serie produzierte, bei der sie die Erzählerin sprach, hatte immer Dad als Fahrer gebucht, und danach fuhr sie lieber mit ihm als mit dem Taxi. Dad mochte Thea, die er eine »zähe alte Schachtel« nannte, woraufhin ich ihn zurechtwies, dies sei eine höchst sexistische Beschreibung jener Frau, die von der ganzen Nation verehrt werde. Dad verdrehte die Augen und meinte, ich solle von meinem hohen Feminismusross steigen. Da mussten wir beide lachen. Ich bin keine Feministin. Genau genommen verabscheue ich sämtliche »Ismen«.

Das Haus der Ryans liegt auf der anderen Seite des Flusses, deshalb muss ich quer durch die Stadt – um diese Uhrzeit kein Problem. Hoffentlich habe ich Thea und Desmond am Flughafen abgesetzt, bevor der Berufsverkehr einsetzt. Wenn es irgendwie geht, vermeide ich Dublin zur Rushhour. Stop-and-go ist enorm anstrengend. Wenn es jedoch verwaist ist, fahre ich gern durchs Zentrum. Ich bin durch und durch ein Stadtkind. Ich mag Straßen, Häuser, Läden und Gebäude in allen Erscheinungsformen. Ich mag das Gefühl, Menschen um mich zu haben. Ich mag den Trubel. Das Versprechen, dass alles möglich ist.

Nach fünfundzwanzig Minuten erreiche ich das alte rote Backsteinhaus in Rathgar. Normalerweise schicke ich dem Kunden eine Nachricht, dass ich vor der Tür stehe, doch kaum halte ich an der Bordsteinkante, geht die hell gestrichene Tür auf und Thea und ihr Mann stehen da, umrahmt vom Licht des Hausflurs.

Ich steige aus und hole aus dem Kofferraum einen Regenschirm, dessen wildes Palmen-und-Flamingomuster diesem grauen Morgen einen fröhlichen Farbkleck

verleiht.

»Was machen Sie denn da?«, ruft Thea, als ich den geplättelten Weg zum Haus eile.
»Wir kommen doch schon. Völlig unnötig, dass Sie nass werden.«

»Oder Sie«, erwidere ich und halte den Regenschirm über sie. »Das ist übrigens Ihrer. Den haben Sie letztes Mal vergessen, obwohl ich fragte, ob Sie alles haben«, füge ich hinzu, »und ich habe ihn nicht gesehen, weil er unter den Sitz gerutscht war.«

»Was Schirme betrifft, bin ich ein hoffnungsloser Fall«, meint Thea heiter. »Ständig lasse ich sie liegen. Aber heute hat Desmond seinen dabei.«

Desmond, ein großer Mann mit Patriziergesicht und erstaunlich vollem, fast weißem Haar schwenkt seinen schwarzen, in einem Kunstlederetui steckenden Taschenschirm.

»Also wirklich«, sage ich. »Ich bringe Sie beide jetzt zum Auto. Den Einsatz dieses Schirms sparen Sie sich besser für London auf, da wartet bestimmt noch genug Regen.«

Das sehen sie ein, auch wenn Desmond sich die Bemerkung nicht verkneifen kann, dass er mich beschirmen sollte und nicht umgekehrt.

»Roxy ist eine moderne Frau, die Karriere macht«, sagt Thea, nachdem sie im Auto sitzen. »Da braucht sie keinen Mann, der beschützend um sie herumscharwenzelt.«

Darüber muss ich unwillkürlich lächeln, obwohl bei mir von Karriere nicht die Rede sein kann. Die Chauffeurdienste mit dem Mercedes sind Therapie, keine Berufswahl. Zudem weiß ich nicht, wie lange ich das noch machen werde.

»Ausweis, Handy, Kreditkarten?« Diese Frage stelle ich immer auf Fahrten zum Flughafen. Man glaubt es nicht, wie viele Leute etwas vergessen.

»Alles dabei«, versichert Desmond, und dann fragt Thea, wie es Mum gehe. »Gut«, erwidere ich, was hoffentlich auch stimmt, trotz ihrer tiefen Augenringe heute Morgen.

Manche Kunden unterhalten sich gern, andere schweigen lieber. Thea fällt in die erste Kategorie. Wenn sie gelegentlich im Auto ein Drehbuch lesen muss, sagt sie, ich solle bitte nicht beleidigt sein, wenn sie mich heute ignoriere. Auf diese Idee käme ich nie. Thea Ryan war sehr lieb zu mir, als ich sie zum ersten Mal nach Dads Diagnose fuhr. Sie stellte viele Fragen zu seiner Behandlung, zur Prognose, was ich bei anderen eventuell aufdringlich gefunden hätte. Weil aber alle anderen sorgfältig vermieden, seine Krankheit zu erwähnen, war es erfrischend, wenn auch deprimierend, darüber reden zu müssen. Zur Beerdigung schickte sie einen gewaltigen Kranz. Mum war sehr gerührt.

»Bestimmt ist Ihre Mum noch sehr mitgenommen«, meint sie jetzt. »Trauern braucht Zeit und die gestehen wir uns heutzutage nicht zu. Wir kehren gern alles unter den Teppich und tun so, als ginge es uns in der Woche darauf bereits wieder blendend. Aber das stimmt nicht. Das ist eines unserer Probleme – wir lassen uns nicht die Zeit, uns von Schicksalsschlägen zu erholen. Verrückt.«

Ich bin ganz ihrer Meinung. Manchmal scheint es unwirklich, dass Dad für immer von uns gegangen ist. Ich betrete mein Elternhaus in der Erwartung, sein gut gelauntes »Hallo, Häschen« zu hören, über dem Küchenstuhl seine Jacke hängen zu sehen. Gleich darauf schneidet mir die Erkenntnis, dass es sich um einen Irrtum handelt, wie ein Messer durchs Herz.